

Zitierhinweis

Cardelle de Hartmann, Carmen: review of: Fabio Stok, Vom Papyrus zum Internet. Eine Geschichte der Überlieferung und Rezeption der antiken Klassiker [Übersetzt von Christiane Reitz], Rahden/Westf.: Verlag Marie Leidorf GmbH, 2017, in: *Mittellateinisches Jahrbuch*, 55 (2020), 1, p. 143-147, DOI: <https://doi.org/10.36191/mjb/2020-55-1-11>, downloaded from Website



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Die Beispiele lassen sich vermehren. Insgesamt ist dieses Verzeichnis für den germanistisch orientierten Benutzer überflüssig, für andere Leser verwirrend, ja weitgehend nutzlos.

Seltsam unentschlossen, ja diffus ist auch das Register der Inschriftenträger angelegt (550–552). Hier treten auf der gleichen Ordnungsebene auf: Grabplatte, Priestergrabplatte, Wappengrabplatte, Grabtafel, Priestergrabtafel, Wappengrabtafel, Schrifttafel auf einem Grabdenkmal etc., dazu: Wappenstein, Wappentafel. Das wird enorme Schwierigkeiten für eine Suche in der zu erwartenden digitalen Version nach sich ziehen. Wonach sollte man suchen, was als Suchbegriff eingeben? Die Ursache liegt in der Uneinheitlichkeit bei der Beschreibung innerhalb der einzelnen Artikel. In den übrigen Bänden der Reihe DI wird am Anfang eines Artikels der Inschriftenträger als Ordnungsgröße genannt (Glocke, Taufstein, Epitaph, Grabplatte, Kanzel etc.); die weitere Beschreibung der Einzelheiten ist dem nachgeordnet. Bei der Erfassung der Ingolstädter Inschriften ist keine vergleichbare Ordnung erkennbar, z. B.: «Sterbeinschrift des Franz Schmidt. Ehemals innen, unter der Empore im Boden, nördlich der südlichen Säule. Querrechteckige Platte, oben die Inschrift, darunter ein Wappen.» (Nr. 586, S. 489). Im Register der Inschriftenträger taucht, wenn ich recht sehe, diese Inschrift auch nicht auf, denn ein handhabbarer Ordnungsgriff fehlt.

Insgesamt wurde hier ein Band vorgelegt, der ein umfangreiches Material präsentiert, der aber auch deutliche Schwächen in dessen Erschließung aufweist. Für den lokalhistorischen Zusammenhang wird die gedruckte Version sicherlich ihren Zweck erfüllen, für die weitergehende systematische Nutzung bei epigraphischen wie auch (kultur-)historischen Fragestellungen, die den Einzelband übergreifen, wird man die oben genannte digitale Version DIO nutzen. Doch werden für das Material des vorliegenden Bandes vermutlich noch umfangreiche Erschließungsarbeiten nötig sein, die hätten vermieden werden können.

Nikolaus Henkel

Fabio Stok, *Vom Papyrus zum Internet. Eine Geschichte der Überlieferung und Rezeption der antiken Klassiker*, übersetzt von Christiane Reitz, in Zusammenarbeit mit Torben Behm, Markus Kersten, Lars Keßler und Svenja Mues, Rahden/Westfalen 2017 (Verlag Mario Leidorf), 265 S. (italienisches Original: *I classici dal papiro al internet*, Roma 2012 [Carocci], 287 S.).

Christiane Reitz und ihre Promovierenden haben eine Monographie übersetzt, die das Interesse der Studierenden für die Überlieferung und Rezeption der antiken Literatur wecken soll. Nach eigener Aussage möchte Fabio Stok mit diesem Band das Buch von L. D. Reynolds und N. G. Wilson, *Scribes and Scho-*

lars. A Guide to the Transmission of Greek and Latin Literature, Oxford 1968, mehrmals neu aufgelegt (zuletzt 2016), aktualisieren und dessen Inhalte für die Studierenden in den Bachelor-Studiengängen zugänglich machen. Im Hinblick auf dieses Publikum habe er die Behandlung der griechischen Literatur eingeschränkt und streng philologischen Fragestellungen weniger Aufmerksamkeit geschenkt.

Tatsächlich folgt S. im Aufbau und im Inhalt seinem Modell aus der Nähe, er setzt aber zum Teil andere Schwerpunkte und lässt nicht nur Inhalte aus, sondern fügt auch neue hinzu. Das beste Beispiel dafür bieten die Bereiche, die er selbst im Vorwort nennt. Es gibt nur ein kompaktes Kapitel (111–120) über die Überlieferung der griechischen Klassiker, S. verliert aber nie das Thema aus den Augen und geht gelegentlich, wenn auch kurz, auf die Rolle des Griechischen in der europäischen Bildung ein. Wie Reynolds und Wilson bietet S. ein Kapitel über Textedition und Textkritik. Seines ist zwar kürzer und weniger detailliert (184–192), dafür diskutiert er bereits im zweiten Kapitel (‘Die handschriftliche Überlieferung’, 33–56) wesentliche Probleme und geht später, in einer Darstellung der Philologiegeschichte seit dem 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, konzise auf die verschiedenen Diskussionen und Tendenzen in der Textedition ein, von Bédiers Verteidigung der Edition auf der Grundlage einer Handschrift über die statistischen Überlieferungsanalysen bis zu den Chancen und Problemen digitaler Editionen (201–208).

Somit wurde bereits die wichtigste Innovation gegenüber dem Modell genannt: Die Geschichte der Klassikerrezeption endet nicht im 18. Jahrhundert, sondern wird bis zur Gegenwart fortgesetzt. Die Breite der berücksichtigten Bereiche ist beeindruckend. Eine zentrale Stellung nimmt natürlich die Klassische Philologie ein. In der Darstellung ihrer Entwicklung werden nicht nur die methodischen Diskussionen über Textedition thematisiert, sondern auch die Spannungen zwischen Befürwortern einer Altertumswissenschaft und Philologen im 19. Jahrhundert und der Einfluss von neuen Tendenzen wie die *gender studies* in den letzten Jahrzehnten. Es ist nur schade, dass die Nachbarbereiche Mittel- und Neulateinische Philologie mit keinem Wort genannt werden, obwohl sie in der Heimat des Verfassers sehr präsent sind. Darüber hinaus behandelt S. Themen wie die Klassikerrezeption in der Psychoanalyse, im Kino, Theater und in der Literatur. Auch wenn viele Titel genannt werden, würde ich zwei Romane hinzufügen wollen: ‘Die letzte Welt’ von Christoph Ransmayr und ‘Augustus’ von John Williams, das bereits bei seiner Veröffentlichung 1973 viele Leser fand und in den letzten Jahren durch die Neuentdeckung eines anderen Romans des Autors, ‘Stoner’, neue Erfolge feierte. Obwohl S. auch die Trivilliteratur berücksichtigt, bleiben die Kriminalromane ohne Erwähnung, aus diesem Bereich seien nur zwei Autoren genannt, Lindsey Davis und Robert Maddox Ford. Hervorzuheben in diesem Abschnitt ist vor allem die Behand-

lung der Klassikerrezeption in der Politik. S. umreißt den Bezug auf die Antike in den europäischen Revolutionen vom 17. bis zum 19. Jahrhundert und in der Reaktion darauf (Hobbes, Constant), zeichnet deren Instrumentalisierung im Faschismus nach und geht schließlich auch auf die neuesten Debatten ein, vor allem in der amerikanischen Politik nach dem 11. September 2001.

In Themenkreisen, die von Reynolds und Wilson behandelt wurden, setzt S. eigene Akzente. Gegenüber der bevorzugten Behandlung der Britischen Inseln bei seinen Vorgängern ist S.s Perspektive konsequent europäisch. Die Darstellung von Paläographie und Buchgeschichte fällt detaillierter als bei seinen Vorgängern aus. Leider wird sie nur mit kleinen Abbildungen illustriert (die wir wohl den Übersetzern zu verdanken haben, denn sie finden sich im Original nicht). Besonders hervorzuheben ist die Diskussion des Humanismus, die mehr Aspekte umfasst als die Neuentdeckung antiker Autoren und den Beginn einer Textkritik. Die Frage nach den Ursprüngen und der geistesgeschichtlichen Stellung dieser Bewegung ist auf dem neuesten Stand. Von besonderem Interesse ist die Analyse der humanistischen Konstruktion der Antike, die zur Utopie gerät (oder, mit Zygmunt Baumann zu sprechen, zur Retrotopie). S. schildert eindrücklich, wie das Bestreben nach einer Wiederbelebung antiker Literatursprache im Kontext der sprachlichen Debatten des Humanismus zu verstehen ist und wie die Verfolgung dieses Ziels eigentlich zur sprachlichen Sklerose führte.

Die humanistische ist allerdings die einzige nachantike lateinische Literatur, die (wenn auch partiell) behandelt wird. Während die Verwendung von Latein als Wissenschaftssprache prägnant dargelegt wird, erfährt der Leser mit keinem Wort, dass es eine wichtige lateinische Literatur im Mittelalter und im Barock gibt. Dies entspricht zwar der Ankündigung des Verfassers in seinem Vorwort, sich auf die römische Literatur konzentrieren zu wollen, doch ist die literarische Produktion auf Latein auch ein wichtiger Aspekt der Klassikerrezeption, die von S. doch so breit beschrieben und so kenntnisreich vorgestellt wird.

Wie in einer Monographie, die ein so weites Feld abdeckt, nicht anders zu erwarten, gibt es einige Mängel zu kritisieren. Leider ist das Kapitel über das Mittelalter wohl das schwächste, obwohl es auch durchaus positive Seiten hat. So wird die Überlieferung antiker Autoren so detailliert wie anschaulich vorgestellt, und die Schriftgeschichte wird zwar knapp, aber umfassend dargelegt. Aber der allgemeine geistesgeschichtliche Kontext findet kaum Berücksichtigung, so dass die Konzentration auf die Klassiker zu mancher schiefen Darstellung führt. Zum Beispiel sind die wenigen Sätze über die Palimpseste (85) zwar nicht falsch, aber sie erwecken sicherlich bei uninformierten Lesern (und dieses ist ja das intendierte Publikum) den Eindruck, als hätte man im Frühmittelalter planmäßig antik-heidnische Werke makuliert. Man wundert sich auch über die Versetzung von Bec nach England (104), über die plakativen Feststellungen, der Kodex Berlin, SBB-PK, Diez. B. Sant. 55 überliefere den Katalog der

Bibliothek Karls des Großen (91), und die Behauptung, die Domschule von Chartres sei «zum zentralen Impulsgeber des Platonismus» geworden (104). Bedenklicher sind einige sonderbare chronologische Angaben. Das Verbot des Aristotelismus in Paris wird 1210 datiert. Auch wenn damals eine Synode die naturphilosophischen Schriften des Aristoteles als Lektüre in der Artistenfakultät verbot, waren erst die Verurteilungen von 1270 und 1277 durch den Bischof Étienne Tempier folgenreich. Die «ottonische Renaissance» wird ins 11. Jahrhundert datiert, und das Spätmittelalter mit dem 12. und dem 13. Jahrhundert chronologisch definiert. Letzteres ist zwar verständlich, da *tardo Medioevo* im Italienischen anders als Spätmittelalter im Deutschen verwendet wird, es führt aber leider dazu, dass das 12. Jahrhundert völlig aus dem Blick verschwindet. Die Entwicklungen, die unter der Überschrift «Die Renaissance des 12. Jahrhunderts» geschildert werden, gehören nämlich samt und sonders ins 13. Jahrhundert: Die Verbreitung von Papier als Textträger, die Universitäten und das System der *Pecia* (das hier außerdem als ein allgemeines Verfahren zur Herstellung von Büchern, und nicht als eine Besonderheit mancher Universitäten dargestellt wird).

Die Übersetzung ist durchwegs sehr gelungen, der deutsche Text natürlich, präzise und klar. Nur sehr selten stolpert man über Unebenheiten – «Konvertierung» statt Konversion oder Bekehrung (im religiösen Kontext, 69), *saut du même au même* blieb trotz des deutschen Begriffs Augensprung unübersetzt (37) – oder gar falsche Übersetzungen: Die westgotische Schrift (im italienischen Original korrekt *visigotica* genannt) wird als «gotische» Schrift (36) bezeichnet, und das Vergil-Zitat findet sich natürlich nicht im Titel von Freuds «Traumdeutung» (214), sondern *in epigrafe*, als einleitendes Zitat also. Man muss den Übersetzern dafür danken, dass sie die deutschen Ausgaben der zitierten Studien in der Bibliographie aufführen. Allerdings stößt man sich an einer bibliographischen Angabe wie «Haskins 1998» (103), die dem italienischen Original ohne Änderung entnommen wurde: Sie erklärt sich durch die Verwendung der italienischen Übersetzung von Haskins epochalem Werk, *The Renaissance of the Twelfth Century*, Cambridge (Mass.) 1927 (mit mehreren Neuauflagen). In der deutschen Übersetzung hätte man aber das Originalwerk zitieren sollen, das in der Bibliographie auch aufgeführt wird.

Es bleibt ein Thema zu adressieren, das kein spezifisches Problem dieser Monographie ist, sondern auch vieler Handbücher, zumal derjenigen, die sich an ein studentisches Publikum wenden, nämlich das Fehlen von Fußnoten. Nur sehr selten gibt es eine Fußnote oder einen Verweis auf die Bibliographie, und es ist zudem nicht klar, nach welchen Kriterien sie gesetzt werden. Warum traut man eigentlich Studierenden nicht zu, konzise Fußnoten zu lesen oder, falls sie sich für das Thema nicht interessieren, sie unbeachtet zu lassen? Oder, noch bedenklicher: Warum geht man eigentlich davon aus, dass Studierende

das Thema nie werden vertiefen wollen? Fußnoten tilgen nicht nur Forschungsschulden, sie können auch Neugierde wecken und neue Pfade aufzeigen. So erwähnt der Verfasser auf Seite 200, dass Napoleon auf St. Helena eine Studie über Cäsars Kriege verfasste. Erst der Weg zur Bibliographie zeigt, dass Napoleon auch die Feldzüge Friedrichs des Großen behandelte und dass diese Texte 1938 (!) ins Deutsche übersetzt wurden (die Angaben über die deutsche Ausgabe sind den Übersetzern zu verdanken). Wenn man schon auf Fußnoten verzichtet, hätte man mindestens erwartet, dass am Ende von jedem Kapitel Hinweise auf weiterführende Lektüre (wie in vielen Handbüchern, und auch bei Reynolds und Wilson) gegeben werden. Doch im italienischen Original finden sich solche Hinweise nur vor der allgemeinen Bibliographie und sie wurden als einziger Bestandteil des italienischen Originals nicht ins Deutsche übersetzt.

Die Rezension sollte jedoch nicht in diesem kritischen Ton enden. S. behandelt ein so weites Feld in so konziser und prägnanter Weise, dass es nicht ausbleiben kann, dass hier und da Aspekte davon ungenau oder gar nicht dargestellt werden. Man muss aber dem Autor dazu gratulieren, ein überaus breites Thema mit Gelehrsamkeit, Urteilskraft und Klarheit behandelt zu haben, und den Übersetzern dafür danken, durch ihre sorgfältige Arbeit dieses Buch einem breiten, nicht nur studentischen Publikum in den deutschsprachigen Ländern zur Verfügung gestellt zu haben.

Carmen Cardelle de Hartmann

Late Antique Calendrical Thought and its Reception in the Early Middle Ages (*Studia traditionis theologiae, Explorations in Early and Medieval Theology* 26), ed. By Immo Warntjes and Dáibhí Ó Cróinín, Turnhout 2017 (Brepols), 391 S.

Ce volume réunit des communications présentées lors de la troisième édition de l'«International Conference on the Science of Computus in Ireland and Europe», qui a eu lieu à Galway en juillet 2010. Comme le soulignent les deux co-éditeurs (Dáibhí Ó Cróinín dans son «foreword» [XI–XIII] puis Immo Warntjes dans son «introduction» [1–42]), il s'inscrit donc dans une série, destinée à s'accroître, dont les deux premiers volumes sont parus en 2010 et 2011, chez Brepols, dans la même collection (n° 5 et 10), respectivement sous les titres «Computus and its Cultural Context in the Latin West, AD 300–1200» et «The Easter Controversy of Late Antiquity and the Early Middle Ages». Ces travaux récurrents témoignent d'un regain d'intérêt pour la science du comput, qui apparaît comme une forme de prolongement christianisé de la pensée scientifique antique, établissant une continuité entre Antiquité tardive et Moyen Âge, et qui fournit un accès à plusieurs aspects importants du contexte intellectuel de ces époques.